

Die Pointe

Ausgabe 83



INHALT

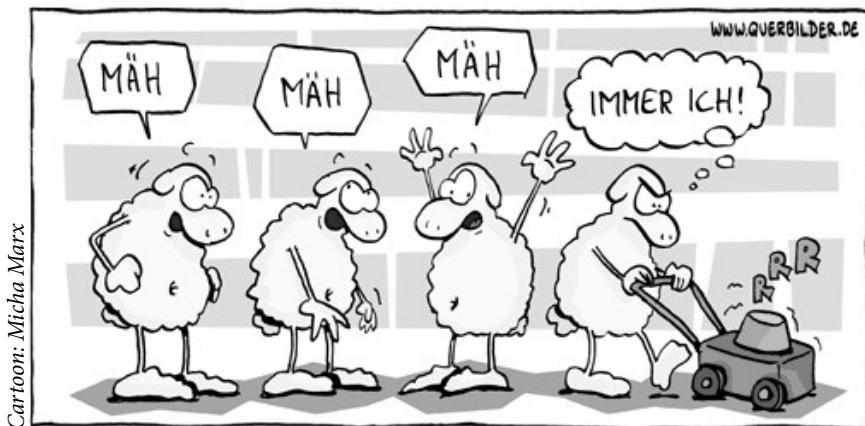
| | |
|--|----|
| In eigener Sache | 3 |
| Frühjahrswerkstatt 2020 | |
| | |
| Laudatio 2018 | 4 |
| | |
| News & Tipps | |
| Rezension des Kabarett „Prolästerrat für Studien <u>un</u> gelegenheiten e.V.“ | 5 |
| Simon & Jan | 8 |
| Monika Blankenberg | 10 |
| Martin Berke | 11 |
| | |
| Buchvorstellung | |
| Die Dietrich-Kittner-Biographie | 15 |
| Buchbesprechung „Udo“ | 20 |
| Ralf Nachtmann Kolumnen | 26 |
| | |
| Was macht eigentlich...? | |
| Dr. Gerlinde Kempendorff? | 32 |
| | |
| EI(N)FÄLLE 2020 | 33 |
| | |
| Weiterbildung / Coaching / Workshops | |
| Turid Müller - Vortragskunst | 37 |
| Coaching für Frauen, Monika Blankenberg | 47 |
| Kabarettakademie | 47 |
| Tilman Lucke's Kabarettkurs | 73 |

Vorgestellt / Texte

| | |
|-----------------------|-----|
| Micha Marx – Cartoons | 90 |
| Florian Wagner | 91 |
| Hildegart Scholten | 92 |
| Frieda Braun | 94 |
| Fußpflege Deluxe | 95 |
| MICHAEL Z. | 98 |
| Berge | 102 |
| Heidi Ramlow | 107 |
| Dieter Perlowski | 109 |
| Dieter Schwindt | 118 |
| Erhard Jöst | 118 |
| Jana Huster | 123 |

Nachrufe

| | |
|----------------|-----|
| Gretel Schulze | 126 |
| Olaf Böhme | 130 |
| Manfred Uhlig | 131 |

Preise und Auszeichnungen 135

In eigener Sache

Einladung zur Frühjahrswerkstatt 2020

Vom 27. – 29.03.2020 findet in Aschersleben die Werkstatt, die einmal Workshop hieß, wie in jedem Frühjahr statt.

Euch stehen Werkstattangebote unter den Themen Regie, Schauspiel, Text und Musik zur Verfügung.

Es kam in der Vergangenheit immer wieder zu Missverständnissen im Wortgebrauch. So haben wir uns entschlossen das vormals genannte Werkstattprogramm zum Festival in Zukunft Herbstwerkstatt zu nennen und den vormals genannten Workshop im Frühjahr zukünftig Frühjahrswerkstatt. Wir freuen uns, Euch dort zu sehen.

Unter www.bundesvereinigung-kabarett.de/Workshopanmeldung ist ab sofort die Anmeldung möglich.

In Anbetracht der Lage der Nation und des Kabarettis ist es notwendig mit Euch intensiver ins Gespräch zu kommen:

„Ein neuer Aufbruch“ von Gisela Oechelhaeuser

„Liebe Freunde, der Eröffnungsabend unserer Werkstatt wird etwas anders aussehen. An die Stelle der „Offenen Bühne“ wollen wir einen „Offenen Gedankenaustausch“ setzen.

Uns ist aufgefallen, dass wir über all der guten Laune, die bei unserer Werkstatt herrscht, schon lange nicht darüber gesprochen haben, wo wir heute noch die Aufgaben des politischen Kabarettis sehen.

- Hat es überhaupt noch eine gesellschaftliche Aufgabe?
- Ist es sinnvoll, ein Publikum mit unseren Meinungen über die Welt zu belästigen?
- Muss politisches Kabarett Partei ergreifen? Wenn ja, für wen?

Es geht an diesem Abend nicht darum, ob irgendjemand recht hat mit seiner Meinung. Es geht um den Austausch von Meinungen. Jede Meinung ist gefragt, keine ist „falsch“, keine ist „richtig“.

Wir wollen uns austauschen darüber, ob die Behauptung von Tucholsky in unserer Zeit noch stimmt: „Der Satiriker ist ein gekränkter Idealist: er will die Welt gut haben, sie ist schlecht, und nun rennt er gegen das Schlechte an.“

Laudatio 2018

Laudatio zur Preisverleihung des Kleinkunstpreises der Stadt Aschersleben an Dieter Perlowski, anlässlich des 28. Bundesweiten Kabarettfestivals

Unser diesjähriger Preisträger gehört zu einem Amateurkabarett-Ensemble. Seit 34 Jahren ist dieses Amateurkabarett nun schon aktiv. Die Rede ist von der GERbrunner LAienspielgruppe GELA'84. Und auch wenn sie noch immer die Abkürzung von LAienspielgruppe im Namen trägt, ist sie keine. Sie hat sich im Raum Würzburg zu einem bekannten Kabarettensemble entwickelt. Die Gruppe verdient schon allein für das Durchhaltevermögen und die Treue Anerkennung, welche sie dem Genre des Amateurkabarett entgegenbringt, 34 Jahre sind eine enorme Leistung. Seit vielen Jahren sind die Mitglieder von GELA'84 auch

beim Festival der Bundesvereinigung Kabarett dabei und standen unzählige Male auf der Bühne. Auch in diesem Jahr sind sie mit einem – ganz besonderen - Beitrag zu sehen, einem Streifzug durch die Kabarettgeschichte in der Zeit des Nationalsozialismus.

Seit 32 Jahren leitet unser diesjähriger Preisträger diese Truppe. Schon seine Bundeswehrzeit bereitete unseren Preisträger auf das Amateurkabarett vor, denn den Dienst an der Waffe leistete er an der wohl wichtigsten Waffe – dem Wort. Er lehrte Rhetorik und konnte dabei sicher einiges für seine Karriere im Kabarett mitnehmen.

Sein Wirken als Amateurkabarettist veranlasste ihn aber auch, humoristische Kurztexte, zumeist Sketche, zu verfassen und zu veröffentlichen. So entstanden auch verschiedene Bühnenstücke und Bücher.

Er hat den größten Teil der Texte für die über 40 Kabarettprogramme des Ensembles GELA'84 geschrieben, in allen Programmen mitgewirkt und Regie geführt.



News & Tipps

Rezension des Kabarett „Prolästerrat für Studien ungelegenheiten e.V.“

Es ist ruhig geworden um das Kabarett „Prolästerrat für Studien ungelegenheiten e.V.“, das von Generationen von Studenten und Absolventen geprägt wurde und bei allen schöpferischen Pausen kontinuierlich Qualitätsarbeit abgeliefert hatte. Im 47. Jahr seines Bestehens ist das Kabarett auf ein Fähnlein der Aufrechten geschrumpft, die mit der Universität und dem Studentenleben nichts mehr zu tun haben. Wohl aber mit dem Anspruch gutes Kabarett zu machen und dem

unbedingten Willen, dieses Traditionskabarett nicht in der Versenkung verschwinden zu lassen.

Diesen Anspruch haben die beiden Akteure Anika Janakiev und Marko Pohlodek in ihrem neuen Programm „Tatort Deutschland“ verankert.

Wer wollte konnte die Premiere kürzlich beim Besuch in der „TexAS-KISTE“ in Magdeburg erleben. In 2 x 50 min gelingt es den beiden das weit gespannte Thema zu bedienen.

Die Aufzählung, welche inflationären Ausmaße die Krimiproduktionen für das Fernsehen in Deutschland angenommen hat, ist ein gelungener Einstieg in das



Programm. Danach müsste auf den Straßen Deutschlands permanent Mord und Totschlag herrschen. Die gefühlte Sicherheit lässt grüßen. Im weiteren Verlauf wird auch das Publikum in Haftung genommen, wenn in einer Szene das Gafferunwesen bei Verkehrsunfällen aufs Korn genommen wird. Mit einer Anleihe bei Loriot wird das Thema gleichermaßen auf amüsante wie nachdenkliche Art aufgegriffen.

Gelegentlich arbeiten die gesellschaftlichen Entwicklungen den Autoren zu und lassen alte Texte im neuen Glanze erscheinen. Beim Griff ins Archiv förderten die Akteure einen Text zutage der heute, wo „Alexa“ bereits bei uns zu Hause ist, eine bedrückende Aktualität erlangt hat.

Schauspielerische Glanzleistung ist die Rolle von Anika Janakiev, die als Pseudointellektuelle Professorin Dr. Dörte von Maibaum-Fallobst ihr selbst geschriebenes Buch vorstellt. Mit fast körperlich spürbarer Verachtung blickt sie auf ihr verständnisloses Publikum herab, welches ihren kruden Ausführungen nicht folgen kann oder will.

In einem erhellenden Diskurs werden neue Genforschungen vorgestellt und wer sich als klassisch deutsch definiert, könnte enttäuscht sein. Denn nur noch

ein verschwindend geringer Teil trägt noch das Gen der Germanen in sich. Ebenso gelungen und provokant die Arztszene, in der dem Patienten das Virus AFD diagnostiziert wird und als Therapie die Wahl der SPD empfohlen wird.

Auf diese Art entsteht beileibe kein Kabarett, was es jedem recht machen will. Aber so wie andere Kabarettisten auch unterbreiten sie ein satirisches Angebot, werfen Fragen auf und bieten jenseits von Social Media die Möglichkeit im Anschluss über Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu diskutieren und zu streiten. Direkt und nicht über Bande. Dieser Raum sollte wieder zunehmend genutzt werden.

Die Palette der Autoren ist weit gefächert. Das bringt Abwechslung in Stil und Thematik. All diese Themen sind vom Regisseur Knut Müller-Ehrecke zu einem logischen



Faden gesponnen worden, der die Programmteile gut zusammenfügt und die Übergänge zu den einzelnen Szenen optimiert. Die Bühnenerfahrenen Akteure agieren souverän auf der Bühne. Freilich nicht jede Pointe sitzt sofort und auch bei den musikalischen Teilen ist an der einen oder anderen Stelle Luft nach oben. Aber diese Feinheiten sollten schnell behoben sein. Entstanden ist auf jeden Fall ehrliches Kabarett.

Vom „Prolästerrat“ ist man Ensemblekabarett gewöhnt. Das können die beiden zwangsläufig nicht leisten. Aber vielleicht demnächst wieder – vielleicht auch wieder mit Studenten oder wer immer auch Lust zum Mitmachen hat.

Olaf Kirmis

www.prolaesterrat.de
prolaesterrat@gmx.de

47 Jahre „Prolästerrat“ und jetzt plötzlich ein Programm „Unplugged“....also ohne Strom????

Ist die Luft raus, der Saft weg, hat man den Stecker gezogen?

Im Gegenteil. „Unplugged“ bedeutet ja auch: Alles ist live!

„Tatort Deutschland“ heißt das neue Programm der beiden Protagonisten Anika Janakiev und Marko Pohlodek.

Wo andere längst aufgegeben haben, fangen diese beiden erst an!

Politisch, witzig, aktuell. Ein Programm für alle, die noch lesen und schreiben können! Kabarettistische Tatorte sind Europa und Deutschland, wo man sich unter anderem in den Niederungen der Autobahnen, des Pflegedienstes und der sozialen Medien bewegt.

Also. Bilden Sie mit den beiden Tatortreinigern eine Rettungsgasse für Deutschland und helfen Sie bei der Aufklärung scheinbar unlösbarer Fälle.

Übrigens ... Anika Janakiev, Marko Pohlodek und ihr Profiler Knut Müller-Ehrecke lästern niemals kontra, sondern immer pro.

TATORT



DEUTSCHLAND

Simon & Jan

Das neue Programm

Du fühlst dich müde? Du bist überfordert und erschöpft von der Welt da draußen und dein Körper taumelt wie auf Autopilot durch den alltäglichen Wahnsinn? Du bist manchmal wie gelähmt von der geballten Blödheit, die dir täglich durch dein Tablet ins Gesicht springt? Alles wird gut.

Du denkst, die Welt könnte gut mal von dieser Japanerin aufgeräumt werden, dieser Bestsellerautorin? Und bei dir könnte sie dann gleich weitermachen? Es strengt dich jetzt schon an, diesen Text zu lesen und wenn dieser Satz hier nicht bald endet, bist du raus? Alles wird gut.

Du hast es satt, deiner eigenen Spezies beim Versagen zuzusehen? Es regt dich auf, dass wir uns bei all den Herausforderungen in der Welt immer noch mit dieser Nazi-kacke abgeben müssen? Du willst einfach nur warme Wollsocken und mit deinem Buch ins Bett? Du gehst auf die 40 zu und denkst darüber nach, zurück zu deinen Eltern zu gehen? Du ziehst deine Lebensbilanz und das einzige, das bleibt, ist Eierkuchen?

Alles wird gut.

Du bist nicht allein. Simon & Jan werden dir helfen. Wir treffen uns regelmäßig in größeren Gruppen, vielleicht auch in deiner Stadt. Aber Vorsicht – es könnte süchtig machen. Wir beginnen mit den Grundlagen: Einatmen. Ausatmen. Aaaaah, tut das gut! Wir finden langsam unsere innere Ruhe und dann machen wir gemeinsam kaputt, was uns kaputt macht!

Cartoon: Michä Marx



Denn Simon & Jan sind gekommen, um uns zu retten. Mit ihrem neuen Programm lösen sie die Probleme der Menschheit – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Dabei tun die beiden preisgekrönten Liedermacher genau das, wofür man sie kennt und liebt. Sie balancieren auf der Borderline

nachts um halb eins durch die Irrungen und Wirrungen unserer Welt, jodeln gegen ungezähmten Fleischkonsum und begleiten unsere Spezies vor das letzte Gericht. Meine Damen und Herren, es ist an der Zeit in Panik zu geraten – Alles wird gut!



Monika Blankenberg

NEUES PROGRAMM AB 2020

„Lebensfreude altert nicht“

Na, heute schon gelebt, heute schon gelacht, heute schon glücklich gewesen?

NICHT??? Wo bleibt denn da Ihre Lebensfreude?



Also jetzt aber sofort Kopf hoch, Schultern straffen, Brust raus und den Blick nach vorne! Wenn Sie dazu noch beschwingt gehen, werden Sie sich gleich besser fühlen.

Glücklich leben heißt: Einige Dinge von Ihrer „To do Liste“ auf die „Was soll’s Liste“ verschieben.

Und Sie müssen auch nicht immer für alle und jeden da sein.

Oder sind Sie eine GMBH? „Geh mal, Mach mal, Bring mal und Hol mal“

Springen Sie singend durch Pfützen, gehen Sie auf dem Spielplatz auf die Rutsche oder zum Speed-Dating für Senioren wie „Oma Anna“. Ganz wie Sie wollen. Tun Sie es, auch wenn Ihre Umwelt das peinlich findet!!!

Antworten Sie einfach „Nerv nicht! Geh in die Wüste staubsaugen“.

Katherine Hepburn sagte einst: „Wenn man immer nur tut, was sich gehört, verpasst man den ganzen Spaß!“

Na denn, wie sieht’s aus? **Ich gehe jetzt leben, kommen Sie mit?**

www.monika-blankenberg.de

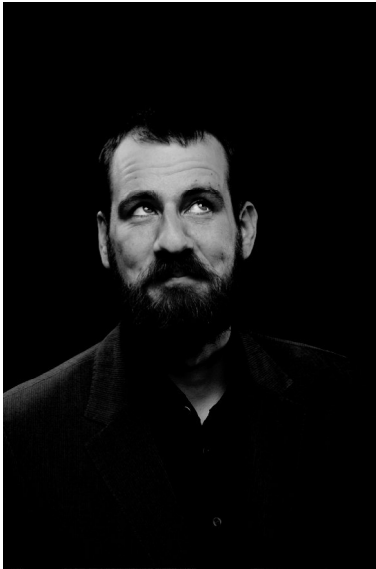
MonikaBlankenberg@gmx.de

Martin Berke

Wie der TU-Absolvent Martin Berke, seine Passion im Kabarett fand

Von der Mensabühne ins Chemnitzer Kabarett

Martin Berke ist seit 2011 Ensemblemitglied im Chemnitzer Kabarett – Zu seiner Passion fand der TU-Absolvent in einer studentischen Theatergruppe



Martin Berke, Foto: Oliver Keil

kontakt@martin-berke.de
www.martin-berke.de

Emotionen transportieren, in andere Rollen schlüpfen, nach erfolgreicher Darbietung den Applaus

des Publikums genießen – am wohlsten fühlt sich Martin Berke erst auf der Bühne. Der 37-Jährige ist Berufskabarettist im Chemnitzer Kabarett – und im Rahmen seines Studiums an der Technischen Universität Chemnitz fand er zu seiner Passion.

Berufliches Ziel: Arbeiten mit Menschen

Der gebürtige Erfurter entschied sich nach dem Abitur für ein Studium an der TU Chemnitz:

2001 begann er dort das Germanistikstudium. Bald merkte Berke: „Ich arbeite unheimlich gern mit Sprache, aber Syntax, Morphologie und Phonetik wissenschaftlich durchleuchten, das war einfach nicht meins.“ Er brach im dritten Semester den Studiengang ab, nicht aber das Studieren selbst. Im Hauptfach belegte er nun Neuere und Neueste Geschichte. Im Nebenfach waren es Ältere deutsche Literatur sowie Allgemeine Erziehungswissenschaften. Sein Plan:

„Erstmal den Magisterabschluss machen“, sagt Berke. Konkrete Berufspläne habe er zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht gehabt: „Der Klassiker - Irgendetwas mit Menschen sollte es sein“, das war das Einzige, was für ihn damals feststand.

Freundschaften haben bis heute Bestand

Der neue Studiengang? Ein Volltreffer für Martin Berke, denn: „Die Studieninhalte haben mir einfach mehr zugesagt. Begeistert hat mich auch die Diskussionsbereitschaft der Dozenten und überhaupt der locker-familiäre Umgang.“ Trotzdem seien die ersten Monate in Chemnitz schwierig für den Erfurter gewesen: „Der Neustart in einer unbekanntem Stadt war besonders hart für mich“, erinnert sich Berke. Warum? „Ich habe niemanden gekannt.“ Dem geselligen, extrovertierten Neu-Chemnitzer habe diese Situation viel abverlangt. Nach dem harten Start änderte sich das im Laufe des ersten Studienjahres: Berke baute sich einen Freundeskreis auf, der bis heute Bestand hat.

An seine Studienzeit erinnert er sich gern zurück: „Insgesamt habe ich meine Zeit an der Uni sehr genossen“, sagt er. Besonders gefallen habe ihm in Chemnitz auch die günstige Wohnsituation, die ihn auf den Sonnenberg, einem Stadtteil in Chemnitz, lockten. In einer Dreier-WG hatte er wieder engen Kontakt zu anderen Menschen. Hier lernte er aber nicht nur neue Leute kennen lernen, sondern auch neue Musik. Denn der eigentümliche Musikgeschmack seines

kolumbianischen Mitbewohners hatte einen Nebeneffekt: „Ich kann keine südamerikanische Folklore mehr hören“, sagt Berke. „Dafür hört er jetzt Rammstein.“ Das ist kultureller Austausch.

Weg ins Kabarett durch studentische Kabarettgruppe

Der Weg ins Chemnitzer Kabarett war zu diesem Zeitpunkt noch weit. Durch Zufall entdeckte er an der Universität einen Aushang: So hat eine Gruppe von Studenten und Studentinnen aus einer Seminaridee heraus eine kleine Kabarettgruppe gegründet und dafür Verstärkung gesucht. Für Berke, der gern mit Menschen agierte und Spaß daran hatte, sie zu unterhalten, war das die perfekte Gelegenheit: „Ich hatte schon immer Interesse am Kabarett“, sagt Berke. „Die Kombination aus Unterhaltung und Inhalte zu vermitteln hat mich schon immer fasziniert.“ So stieß er 2005 zur Gruppe dazu und wurde Teil der studentischen Kabarettgruppe „MehrTUerer“.

Stücke wie „Kistenschlacht“ oder „Gesellschaftskur“ schrieb die kleine Gruppe selbst, geprobt wurde provisorisch in Seminarräumen und winzigen WG-Zimmern. 2006 hatten die Nachwuchskabarettisten ihre erste Premiere: auf der Bühne des „TaC“, der heutigen

„Bar Ausgleich“, präsentierten sie ein an Studierende gerichtetes politisches Programm. Nach internen Auftritten an der Universität folgten unter anderem sogar zwei Aufführungen auf dem Kabarett- und Comedyfestival in Cottbus.

Auch im Chemnitzer Kabarett durfte die Studentengruppe ihr Programm zeigen – ein Eintrittstor für Berkes heutige Arbeitsstätte. Hier knüpfte er erste Kontakte mit den Kabarettisten und Kabarettistinnen sowie Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen – ein wichtiger Schritt, um den Weg ins Chemnitzer Kabarett zu ebnen. Berke selbst beurteilt seine damalige Leistung heute eher selbstkritisch: „Ich war nicht Bühnenerfahrener und spielte daher noch etwas steif.“ Dem Publikum schien seine kabarettistische Leistung dennoch zu gefallen: „Die Resonanz war insgesamt positiv“, erinnert sich Berke.

Einmalige Chance ergriffen

Nach dem Studium war es schwierig für Berke in der Arbeitswelt Fuß zu fassen. Den Neuanfang in einer anderen Stadt wollte er umgehen – hatte er sich doch in Chemnitz ein Leben aufgebaut, aus dem er ungern wieder gerissen werden wollte. Eine akademische Laufbahn kam für den Magisterabsolventen nicht in Frage: „Der Lehaspekt wäre mir wichtiger

gewesen, als die Forschung“, erklärt Berke. Außerdem sei der Druck, Forschungsarbeiten zu publizieren, zu groß gewesen. „Dazu war ich etwas zu feige“, gesteht er sich ein.

Nach Gelegenheitsjobs begann er an der Kasse und Garderobe des Chemnitzer Kabarett zu arbeiten. 2011 dann die unerwartete Gelegenheit: Berke bekam das Angebot, probeweise als Kabarettist aufzutreten. Obwohl er keine direkte Ausbildung zum Berufskabarettist absolviert hatte, weil so etwas auch nicht existiert, sahen die heutigen Kollegen Potenzial in ihm: „Als Kabarettist muss man eine bestimmte Ausstrahlung haben“, erklärt Berke. „Man braucht eine gewisse Offenheit, die die Menschen anspricht.“ Diese Eigenschaften sahen seine nun jetzigen Kollegen und Kolleginnen in ihm – Berke ergriff dankend diese Chance.

An den Herausforderungen wachsen

Seitdem ist der „Berufskünstler“, wie er sich selbst nennt, nicht mehr aus dem Ensemble des Chemnitzer Kabarett wegzudenken. In dieser Zeit auf der Bühne konnte sich Berke schauspielerisch entwickeln – getreu dem Motto: Übung macht den Meister – das gilt auch für den Quereinsteiger. „Mit jedem Auftritt wurde ich sicherer und probierte verschiedene Sachen aus. Zum Beispiel, wie man Emotionen

transportiert oder die Stimme einsetzt, um das Publikum zu begeistern“, sagt Berke. Nach und nach lernte er das Handwerkszeug, das ein guter Kabarettist braucht. Von den Erfahrungen seiner Kollegen und Kolleginnen konnte er ebenfalls lernen. „Nur das Singen vor Publikum fällt mir immer noch schwer“, schmunzelt der sonst so extrovertierte Künstler.

„Ich würde mit keinem auf der Welt tauschen wollen“

So konnte Berke an den Herausforderungen wachsen, die ihm der Beruf des Kabarettisten stellte. Dazu zählt das abendliche Auftreten und das Arbeiten an Feiertagen: „Wenn andere Leute an den Oster- und Weihnachtsfeiertagen frei haben, arbeite ich“, sagt Berke. „Das ist nicht immer einfach, trotzdem würde ich mit keinem auf der Welt tauschen wollen.“ Das Auswendiglernen der Texte gehört ebenfalls zu seinem Beruf dazu – das können für ein Soloprogramm schon mal 30 Seiten sein. Die Texte werden von den Kabarettisten zudem selbst verfasst: „Durch das eigenständige Schreiben ergibt sich ein Perspektivwechsel“, erklärt Berke. „Man muss ein Thema von verschiedenen Seiten betrachten und sich damit intensiv auseinandersetzen“. Dabei schlüpft er zwar

in verschiedene Rollen, spielt sich aber eigentlich selbst – nur eben in zahlreichen Facetten.

Selbstbestätigung durch Erfolg des ersten Soloprogramms

Im Januar 2019 konnte Berke in seinem ersten Soloprogramm „Haddu Möhren?“ glänzen. Für ihn bedeutete das eine unglaubliche Bestätigung: „Man fragt sich selbst, ob man das alleine schafft“, sagt er. „Umso größer war dann die Erleichterung und die Freude über den Erfolg.“

Lampenfieber hat Berke trotzdem vor jedem Auftritt – auch nach acht Jahren Bühnenerfahrung. Sein ungewöhnliches Ritual vor jeder Aufführung hilft ihm aber, sich zu entspannen: „Ich nehme einen Korken zwischen die Zähne und spreche Zungenbrecher“, erklärt er. „Das hilft mir, danach ohne Korken deutlicher zu sprechen.“

Kreativ werden in Gesellschaft anderer Menschen

In seiner Freizeit bastelt Martin Berke gern an seinem Computer und schaut leidenschaftlich gern die Serie „Star Trek“. Seine Texte schreibt er am liebsten im „Café Henrics“ in der Chemnitzer Innenstadt – auch für diesen kreativen Prozess fühlt er sich in der

Gesellschaft anderer Menschen am wohlsten. Für das Auswendiglernen seiner Texte zieht es ihn aber in die Natur – mit dem ausgedruckten Text streift er dann durch den Zeisigwald und spricht die Zeilen laut für sich: „Der eine oder andere skeptische Blick von Spaziergängern, die mir entgegen kommen und sich wundern - das gehört irgendwie dazu“, sagt der Künstler.

Arbeit im Kabarett als Privileg

Für die Zukunft hat Martin Berke nur einen Plan: er möchte an seiner jetzigen beruflichen Situation nichts verändern. „Die Arbeit im Chemnitzer Kabarett ist für mich ein Privileg“, sagt er. „Ich bin unendlich dankbar, dass ich diese Chance bekommen habe und möchte sie jeden Tag aufs Neue nutzen.“ Vor Menschen zu stehen und ihnen gesellschaftliche und politische Inhalte auf humorvolle Art zu vermitteln, erfülle ihn voll und ganz. Eine Passion, die Berkes Leben prägt. Über Umwege gefunden hat er sie dank seines Studiums an der TU Chemnitz.

(Autorin: Julia Henkel)

Matthias Fejes

04.07.2019

www.tu-chemnitz.de/tu/pressestelle/index.php

Buchvorstellung

Die Dietrich-Kittner-Biographie
von *Sylvia Remé*



Dietrich Kittner machte längst seit Jahren das politisch bissigste und relevanteste Kabarett bundesweit, als ich ihm das erste Mal im Sommer 1980 begegnete. Ich war gerade als junger Journalist nach Hannover gekommen und erkundete an einem arbeitsfreien, trüb-nassen Sonntag das hannöversche Altstadtfest. Dessen Besuch, so hatte ich gehört, sei ein MUSS. Mich hat der dortige Kommerz über weite Strecken angeödet. Nachhaltig beeindruckt aber hat mich damals ein wortmächtiger Mann mit Gitarre und

Mütze: Dietrich Kittner. Um dessen kleine Bühne irgendwo in der Nähe des Ballhofes tummelte sich viel Publikum, mit dem Kittner in der ihm eigenen Art unterhaltsam und mit spitzer Zunge parlierte. Unter den Zuschauern waren auch einige reaktionäre junge Burschen, Flegel vom Ring christlich- demokratischer Studenten, der Studierendenorganisation der Unionsparteien, die pöbelten in Richtung Kittner und bewarfen ihn mit Bierbechern, ohne ihn je zu treffen. Kittner, der sich als Atheist geoutet hatte, rief fröhlich: „Seht Ihr, Euer Gott schützt mich“. Die Lacher hatte er damit auf seiner Seite.

Als ersten Eindruck nahm ich damals mit: Dieser Mann, er formuliert scharf wie roter Chili, er agiert überlegt, ihm zuzuhören, bringt Spaß und bewegt die Lachmuskeln wie die grauen Zellen gleichermaßen, auch ungemütliche Situationen behält er souverän im Griff – und von denen gab es in Kittners ereignisreichem Leben nicht nur eine und auch deutlich gefährlichere, wie Sylvia Remé in diesem Buch erinnert. Kurz gesagt: Dietrich Kittners Auftritt hat mich beeindruckt.

Bald folgten regelmäßige Besuche bei ihm im Kabarett. Erst in

Kittners späterem Wohnzimmer, dem kleinen Theater an der Bult, dann im Theater am Küchengarten und immer wieder zu Silvester im Künstlerhaus und im Kulturzentrum Faust in Hannover. Schon vorher war mir klar, es würde ein spannender, aber gewiss kein kurzer Abend werden. Denn nach Dietrich Kittners überlangen Vorstellungen saßen wir in der Regel noch länger zusammen, um zu klönen und um die politischen Zeitläufe zu besprechen. Dabei sind wir uns bald näher gekommen. Anfangs war das – so glaube ich – eine auf gegenseitiger Sympathie gründende Arbeitsbeziehung zwischen politischem Künstler und politischem Journalisten, beide dem Brechtschen Imperativ folgend: „Verändere die Welt, sie braucht es!“ Im Laufe der Jahre ist so eine große Verbundenheit gewachsen, eine Freundschaft mit Dietrich und mit Christel, seiner Ehefrau, ohne deren unermüdlichen Einsatz im Hintergrund Kittner nie zu dem großen politisch eingreifenden Künstler geworden wäre, als den wir ihn kennen und schätzen.

Es war eine Freundschaft, in die das Ehepaar Kittner sich immer wieder selbstlos eingebracht hat: Er vorne an der Rampe, sie unauffällig

bescheiden dahinter. Wo immer dieser linksfreche „Denkspaßmacher“, wie er sich zu treffend selbst nannte, zur Ermutigung gebraucht wurde, waren beide zur Stelle – bevorzugt dort, wo Menschen sich in Bewegung setzten, um ihre Lage zu verbessern. 1984, im wochenlangen Streik für die 35-Stunden-Woche, durfte ich das als junger gewerkschaftlicher Aktivist zum ersten Mal erfahren. 1989, als es nach langem Anlauf in Hannover die Gründung der IG-Medien in Niedersachsen und Bremen zu feiern galt, da haben Kittners wie selbstverständlich ihr Theater am Küchengarten unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Die Peinlichkeit, dass bei diesem Fest ausgerechnet der frühere Landesvorsitzende der IG-Druck- und Papier und frisch gekürte IG-Medien-Landesvorsitzende Günter R. eine bornierte Rede gegen die von ihm ungeliebte IG-Medien gehalten hat, hat Kittner auf der Bühne einfach weggelacht.

Mein Freund Dietrich – für mich war er vor allem auch eins: Ein wichtiger Lehrer, ein Lehrer nicht nur in gesellschaftlicher Analyse, die als Dreh- und Angelpunkt die Eigentumsverhältnisse in den Blick zu nehmen hat. Vieles habe ich erst durch ihn kennen und schätzen

gelernt: Die spannenden Politik-Krimis von Eric Ambler und Wolfgang Schorlau, den wunderbaren Gesang von Ella Fitzgerald und die Musik anderer Jazz-Heroen, Einblicke in Land und Leute von Titos sozialistischem Jugoslawien, das die Kittners immer wieder in ihrem Jeep mit dem roten Stern auf der Motorhaube erkundet, und um das sie während des Nato-Angriff-Krieges 1999 zornig getrauert haben, steirischen Schilcher und steirisches Kernöl in Kittners vorzüglicher Küche, den kleinen und den großen Braunen in österreichischen Cafés, den mitleidig-misstrauischen Blick der Österreicher auf uns Piefkes und vieles mehr. Vor allem aber: Als Journalist dem Anspruch auf Wahrheit verpflichtet, habe ich Kittners klaren Blick auf die deutschen Zustände geschätzt. Ich habe sein herausragendes Sprachverständnis, seinen treffsicheren Witz, die Brillanz und Einfachheit seiner Formulierungen bewundert und studiert, um diese auch für meine Schreibe nutzbar zu machen. Und ich bin ihm dankbar für seinen heiligen Zorn im Angesicht der schreienden Ungerechtigkeiten dieser Welt, seiner Wut auf die Täter und seinem Können, in mir und vielen, vielen anderen immer wieder die politische Glut zum Glühen gebracht zu haben,

sich nicht resigniert abzufinden, sich nicht zu bescheiden, sich nicht dumm und ohnmächtig machen zu lassen, sondern aufzubegehren und die Waffe der Kritik zu nutzen.

Sylvia Remés Buch macht deutlich, dass für Dietrich Kittner gilt, was einst Kurt Tucholsky festgestellt hat: „Nichts ist schwerer, nichts erfordert mehr Charakter, als sich im offenen Gegensatz zu seiner Zeit zu befinden und laut zu sagen: NEIN!“

Kittner hat dieses NEIN überzeugend und vorbildlich unbequem gelebt und aufklärerisch produktiv gemacht.

Mit Bertolt Brecht weiß ich um die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind beim Schreiben der Wahrheit. Ich war immer wieder verblüfft, wie Dietrich diese Schwierigkeiten gemeistert hat - scheinbar mit leichter Feder, scheinbar ohne große Mühe und ohne schreiberische Qualen im Angesicht des leeren Blattes - während seiner letzten Jahre bevorzugt mitten in der grünen Natur unterm Obstbaum hinter seinem Hollerhof im steirischen Dorf Dedenitz am Ufer des Grenzbaches zu Slowenien.

Zu den Schwierigkeiten beim Verbreiten der Wahrheit gehört zu allererst, den Mut zu haben, das als wahr Erkannte auch auszusprechen. Von mir selbst und von anderen Lohnschreibern der Konzernmedien weiß ich, wie schwer diese Haltung unter den dortigen Abhängigkeitsverhältnissen häufig fällt. „Die Zensur ist tot, doch man merkt nichts davon“, hat schon Tucholsky den Redakteuren seiner Zeit vorgehalten.

Dietrich hatte den nötigen Mut, er hat sich nicht einschüchtern lassen, aber auch er war nicht ohne Furcht, er war kein blinder Draufgänger. Er war sich der dunklen Mächte des tiefen Staates und deren brutalen Möglichkeiten sehr bewusst. Er hat deren Wirken am eigenen Leibe zu spüren bekommen; jener staatlich und privat finanzierten Mächte, die hierzulande im Auftrag und zum Nutzen der Herrschenden neue Nazi-Parteien und rassistische Mörder-Banden pöppeln und deren Bluttaten decken. Das ist ein chronischer Skandal, den mit List und Witz kenntlich zu machen Dietrich Kittner nie müde geworden ist.

„Vorsicht, bissiger Mund“, so der Titel eines seiner Programme. Diesen Biss, die Klugheit und

Klarheit seiner Analyse der gesellschaftlichen Missstände und deren Ursache, haben die Herrschenden und ihre Lakaien gefürchtet, seine Zuhörer haben ihn dafür geschätzt und geliebt.

Allgemein galt Dietrich Kittner als harter Hund, der auf einen groben Klotz grobe Keile setzte. Ich habe aber auch ganz andere Seiten an ihm kennen gelernt. Er war auch voll liebevoller Zärtlichkeit. Diese Seite zeigte er vor allem auf dem Hollerhof in Dedenitz, wo die Kittners sich ein Stück Heimat geschaffen hatten. Eine abgeschiedene dörfliche Idylle, in der meine Familie und ich häufiger Urlaub machen durften, und wo er geradezu großväterlich mit meiner damals noch jungen Tochter und deren Freundin im offenen Jeep durch den Kuckerutz spazieren fuhr, und wo er mit großem Ernst mit den beiden Mädchen eine tote Amsel beerdigte.

Es war auch auf dem Hollerhof, wo Dietrich Kittner mit den Grundstein für ein wichtiges publizistisches Projekt gelegt hat: Die von Eckart Spoo gegründete Zeitschrift Ossietzky, deren regelmäßiger Mitarbeiter er vom ersten Tag an bis zu seinem Tode war. Ihr hat er mit vielen Geschichten Witz und die

satirische Farbe beigemischt. Für deren gesamtdeutsches Gelingen hat er auch sein in zahlreichen DDR-Tourneen gewachsenes Verständnis für die Menschen östlich der Elbe beigesteuert und wichtige Autoren geworben. Auch seine im „Kriegstagebuch“ versammelten „Beobachtungen aus dem Balkankrieg“ hat er zuerst in Ossietzky publiziert. Es lohnt sich, diese und andere Texte von Dietrich Kittner posthum zu lesen. Gleiches gilt für seine zahlreichen auf CD und Schallplatte erhaltenen Kabarettprogramme. Es erstaunt, wie frisch und unangestaubt selbst die ersten Satiren der „Leid-Artikler“ aus den 1960er Jahren heute noch klingen.

Sylvia Remé gibt mit dem vorliegenden Buch hilfreiche Orientierung, um Kittners politisch-satirische Kunst historisch einordnen zu können. Ihr Buch macht Lust, Kittners Werke mal wieder neu zu entdecken: Lohnend ist es allemal, Spaß und Erkenntnisgewinn sind garantiert.

Rainer Butenschön im Juli 2018

Buchbesprechung

Auf heißer Spur.

Thomas Hüetlin schildert das „Ding“ von Udo Lindenberg
 von Erhard Jöst

Man sieht die Karikatur eines Mannes mit Hut und Sonnenbrille, und man weiß sofort, wer gemeint ist. Wenn der Typ in der einen Hand ein Mikrofon und in der anderen eine Zigarre hält, dann ist die Sache sowieso eindeutig: Das kann nur Udo Lindenberg sein! Ein Rock-Star, dem es gelungen ist, sich selbst zur Kunstfigur zu stilisieren, sowohl auf der Bühne als auch im richtigen Leben. Auf dem Umschlagbild von Udos „definitiver Biografie“, die der Journalist Thomas Hüetlin geschrieben hat, findet sich ein Foto von Tine Acke, auf dem der Rocker die Sonnenbrille ausnahmsweise einmal auf die Nasenspitze geschoben hat. Mit einem verschmitzten Lächeln schaut er seinen Betrachter in die Augen und scheint ihn aufzufordern: Na, nun lies mal, was ich alles erlebt habe. Informiere dich darüber, wie man ein Star wird: „Thomas Hüetlin hat mein Leben aufgeschrieben wie einen langen Song von mir. Meine definitive Biografie. Mein Ding.“

Bereits in der Biografie „El Panico“, die vor genau dreißig Jahren erschienen ist, stellte sich der Rockstar als „Trieftäter“ mit den Worten vor: „Ich bin von Beruf Udo Lindenberg. Meinen Job gibt es nur ein einziges Mal auf der Welt“ (Goldmann-Verlag, München 1988).

Und seither betont er: Einer muss den Job ja machen“, auch bzw. gerade „in schweren Zeiten“ (Titel von Songs auf der CD „Stärker als die Zeit“, 2016). Und es ist in der Tat ein Wunder, dass und wie er diesen Job gemacht und alle Rückschläge weggesteckt und überlebt hat. Denn Udos Leben bewegt sich stets in extremen Zonen, ruhiges Mittelmaß gibt es nicht. Siege und Niederlagen, Triumphe und Abstürze wechseln sich ab. „Udo: das Versprechen, dass es ein Leben gibt, anders, spannend, intensiv, trotzdem lässig. Alles klar und trotzdem immer auf heißer Spur.“ Für Udo steht früh fest, dass er dem Kleinstadtmief entfliehen und ein „Trommelstar“ werden muss. Und so macht er sich bereits mit 16 Jahren auf den Weg, jobt als Hotelboy in Düsseldorf und sammelt Erfahrung als Drummer mit verschiedenen Bands in München und Hamburg und in einem Militärcamp der US-Airforce in Tripolis. Onkel Pös Carnegie Hall wird

zu seinem Auftritts-Stammlokal, in dem er sich Anregungen für seine Songs holt. Skurrile Typen von Rudi Ratlos bis Votan Wahnwitz werden in den Texten verewigt.

Udos Biografie ist „ein rasanter Ritt durch sieben Jahrzehnte“ vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland. Thomas Huetlin hat in der Tat ein „einzigartiges Dokument der Zeitgeschichte“ vorgelegt, basierend auf Udos Erinnerungen und den Auskünften, die Wegbegleiter des Künstlers und Mitglieder des „Panikorchesters“ gegeben haben. Die Lebensfahrt startet in Gronau, wo Udo aufgewachsen ist, und findet in dem Buch ihr vorläufiges Ende in dem Kapitel „Forever 28er“. Udos Jugend fällt in eine Nachkriegszeit, in der Deutschland unter einer Käseglocke liegt und Sex „ein großes, dunkles Geheimnis“ ist: „Aufklärung gab es nicht, nur finsternes Geraune und Gerüchte.“ Udos Eltern Hermine und Gustav sind typische Vertreter ihrer Generation, deren Schicksal von der NS-Diktatur und dem Zweiten Weltkrieg geprägt war: Der Vater Gustav war „eine gekränkte Seele. Eine Künstlernatur, die sich als Entertainer in der (Stammkneipe mit dem Namen) Quelle und mit volltrunkenen, bizarren Auftritten zu Hause hervortat.“ „Aber wenn

der Treibstoff Alkohol sich verflüchtigte und die Eintönigkeit des Alltags nach ihm griff, verfiel Gustav meist in die Rolle des Haustyrranen und des pedantischen Spießers.“ Die Mutter Hermine „fing den Wahnsinn des Vaters auf“ und hielt den von den Lindenberg betriebenen Installationsgroßhandel und die Familie zusammen. Als Udo zum Rockstar aufgestiegen war, hat er den beiden jeweils eine Langspielplatte gewidmet.

„Ihr seid kein Erich“, bekamen Udo und seine Zwillingsschwestern Erika und Inge während ihrer Schulzeit von ihren Lehrern immer wieder zu hören, denn ihr Bruder Erich war ein vorbildlicher Einser- Musterschüler. Obwohl oder gerade weil der egomanische Selbstdarsteller Udo und der zurückhaltende Erich so unterschiedliche Charaktere waren, verband sie ein Leben lang eine enge Beziehung. Sie endete im September 2006, als der Maler abstrakter Bilder verstarb. Der Schock drückte Udo zu Boden und gab ihm gleichzeitig den Anstoß, über das Lied „Stark wie Zwei“ ins Leben zurückzufinden. In dieser Situation kam er wieder einmal zu der Erkenntnis, dass er den Suff abstellen muss, um „ein großes Ding“ zu machen. Und es ist ein Wunder, dass und wie er es immer

wieder geschafft hat, sich selbst aus dem Sumpf zu ziehen. Wenn man bedenkt, dass es Rock-Konzerte gab, bei denen er „auf dem Weg zur Bühne gestützt werden“ musste und Probleme hatte, die Texte auf dem Teleprompter zu lesen, wenn man sich in Erinnerung ruft, dass er einmal mit 4,7 Promille Alkohol im Blut in die Klinik eingeliefert wurde, dann erscheint das unglaublich. In dem Song „Mein Body und ich“ beschreibt Udo im Jahr 2016 mit viel Selbstironie, was er seinem Körper „schon alles angetan“ hat:

„Ich hab geraucht so wie ein Schlot / und gesoffen wie ein Loch / ich hab dich superhart geschunden / doch du lebst immer noch // Bin ein Feiervogel, der durch das Leben rennt / wie ne Kerze, die von beiden Seiten brennt / ich war für dich kein guter, kein guter Bodyguard /

doch was uns nicht killt, das macht uns extra-hart / Ich hab alles eingeschmissen, was mir in die Finger kam / auch die chemischen Keulen törnten sehr gut an / (Ey, du mein armer Körper, wie hast du das bloß hingekriegt / kein Gift und kein Exzess hat dich besiegt)“. (Zitiert nach dem Booklet zu der CD „Stärker als die Zeit“.)

Häufig brachten Udo seine alkoholischen Zusammenbrüche zu der Erkenntnis: „Trinken ist ein Fulltime-Job, da kommst nebenbei zu nix“, was ihn zu der richtigen Schlussfolgerung führte: „Die großen Dinge gehen nur nüchtern“. Und dennoch gab es immer wieder Rückfälle und neue Abstürze, verursacht durch die Lady Whisky. Und es gab immer wieder ein Come-Back. Es ist eine Sensation, dass es Udo im Alter von siebenzig Jahren mit seinem 34. Album



gelingt, auf den Platz 1 der Charts zu klettern. Er besitzt die Fähigkeit, als alterslose Kunstfigur eine Generationen umfassende Fangemeinde in seinen Bann zu schlagen. Interessant sind die Einblicke hinter die Kulissen, die Hüetlins Buch gewährt, zum Beispiel in die Abläufe bei den CD-Produktionen und die Aufnahmen in den Ton-Studios. Lesenswert ist der Bericht darüber, wie die Dröhnland-Revue unter der Regie von Peter Zadek zustande kam. Besonders aufschlussreich und amüsant sind auch Udos Begegnungen mit den Politikern. Die Foppereien mit dem damaligen DDR-Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker, den er als „Oberindianer“ titulierte und eine Lederjacke schenkt und im Gegenzug mit einer Schalmee beehrt wird, werden nicht nur wegen des witzigen Songs „Sonderzug nach Pankow“

in Erinnerung bleiben. Immer wieder hat Udo mit seinen Songs aktuelle Themen und Probleme aufgegriffen. Er hat sich oft in die Politik eingemischt, zum Beispiel im Jahr 1980, als er zu den Erstunterzeichnern des Krefelder Appells gegen die Stationierung von Atomraketen gehörte oder in der Gegenwart, wenn er mitmacht bei der Initiative „Rock gegen Rechts“. Aber auch Vorgänge aus Udos Leben, die so nebenbei erzählt werden, tragen zu seinem Persönlichkeitsbild bei, beispielsweise dass er als Wehrdienstleistender bei der Bundeswehr als Simulant auftrat, „um vorzeitig als bekloppt entlassen zu werden. Gestört, aber frei und topfit.“

Man könnte gegen das Buch einwenden, dass es zu dick aufrägt. Ein Superlativ jagt den anderen. Der „Flashkopp“ Udo ist überall



und auf allen Gebieten und in allen Belangen der Größte. Ab seinem Start bei „Onkel Pö“ ist er ein „Superprofi und Superkumpel“. Er macht „Supermusik“ und schreibt „Supertexte“. Selbst mit den Bankern nimmt er es auf, als diese sein Geld verzockt, sein Depot leer geräumt und sich „an seiner Verarmung bereichert“ haben und fordert erfolgreich, dass sie ihm „3 Millionen Euro zurück auf (sein) Konto zaubern.“ Andererseits werden auch Udos Zusammenbrüche und fulminanten Niederlagen nicht verschwiegen. Und selbst diejenigen, die Udo Lindenberg distanziert gegenüberstehen, müssen zugeben, dass er die deutsche Rockmusik mit aufgebaut und nachhaltig geprägt hat.

Er ist in der Tat ein Gipfelstürmer mit einer bewundernswerten Kreativität. Als Maler und Karikaturist hat er sich ebenfalls einen Namen gemacht (auch die Illustrationen zu dem „Udo- Buch“ stammen aus seiner Hand). Huetlin bezeichnet ihn zu Recht als „die große epische Figur des deutschen Pop“ die „half, eine Gegenkultur zu formen, die das Land bis heute geprägt und verändert hat, zum Besseren.“ Wenn man sich an die Zeit erinnert, als die ZDF-Hitparade und die gesamte Unterhaltungsbranche von dem „streng konservativen

Egomanen namens Dieter Thomas Heck“ beherrscht wurde, dann kann man Udos Verdienste wirklich nur in den höchsten Tönen preisen. Es war in der Tat ein hartes Stück Arbeit, den „Kitsch der Schlagerdeppen“ zu bekämpfen und in Deutschland die deutschsprachige Rockmusik zu etablieren. Huetlin erzählt Udos Erlebnisse, indem er dessen Ausdrucksweise imitiert. Bei der Betrachtung von Udos Liedtexten gerät der Autor geradezu ins Schwärmen: „Mit seinen Texten über Seefahrer und Astronauten, die Sehnsucht nach Freiheit, Aufbruch und Abenteuer, über die fahrenden Leute beim Zirkus und auf den Jahrmärkten, über die Narren, die Unangepassten, die Schrägen und Gescheiterten steht Udo Lindenberg nicht zuletzt ganz in der Tradition der deutschen Romantik eines Joseph von Eichendorf oder E.T.A. Hoffmann und gibt ihr einen neuen, zeitgenössischen Sound. Auch er führt den alten Kampf gegen die Entzauberung der Welt, gegen die Eintönigkeit des Arbeitstrotts, die Langeweile des Spießerlebens und des Nützlichkeitsdenkens. Und auch er stellt dagegen eine Welt der Fantasie, der Märchen und der Magie – so wie Hermann Hesse, der Dichter, den Udo verehrt. Und wie in der Romantik steht der Zauber

der Musik über allen anderen Formen der Kunst, sei es in Form von Volksliedern, die die Romantiker gesammelt haben, oder in der Form des romantischen Kunstlieds von Franz Schubert oder Robert Schumann.“ Da hat der Autor mit seiner Lobeshymne und den Vergleichen dick aufgetragen, denn unterzieht man Udos Texte einer kritischen Analyse, kommt man zu dem Ergebnis, dass sie sicherlich keinen Literatur- Preis abräumen werden. Aber wenn man sich auf sie einlässt, gehen sie zuweilen doch „ganz tief rein“. Die griffig-cool formulierten Zeilen kommen an und prägen sich ein.

Udo hat unverkennbar einen eigenen Stil gefunden. Und man muss bedenken, dass seine Texte ihre Spreng- und Wirkungskraft eigentlich erst im Zusammenhang mit der Musik entfalten. Jedenfalls müssen selbst diejenigen, die sich nicht zu Udos Fans zählen, zugeben: Er ist eine lebende Legende. Er gehört wie die Rolling Stones zu den 28ern. Das sind diejenigen, die bis ins Alter die Jeansgröße 28 tragen und mit flachem Bauch bei voller Lautstärke auf der Bühne stehen.

Die Biografie regt dazu an, dass man sich Udos Songs (wieder einmal) anhört. Und sie beweist, dass Udo sein Ding gemacht und

(Rock-)Geschichte geschrieben hat. Die Lektüre des Buchs kann allen empfohlen werden – na ja, vielleicht sollte man engagierte Feministinnen ausnehmen, weil Udos Frauenbild und die Berichte von den orgiastischen Partys mit hemmungslosen Groupies sie zu sehr in Rage bringen könnten. Aber ganz gleich, durch welche (Sonnen-)Brille man sich Udos Biografie anschaut, das Ergebnis steht fest: Man muss vor seiner Lebensleistung den Hut ziehen.

Thomas Hütelin; Udo. Udo Lindenberg mit Thomas Hütelin, Köln (Kiepenheuer & Witsch)
2018

349 Seiten
ISBN 13: 978-3-46205077-6
24 Euro

Ralf Nachtmann

„Liebe Leser: Kolumnen aus ein-
einhalb Jahrzehnten“

Ralf Nachtmann

Ralf Nachtmann, geb. 1960 in Rudolstadt/Thüringen, daselbst 1979 Abitur.

1982-1987 Studium der Theater-, Kunst- und Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. Dramaturg, erwerbslos und pädagogischer Mitarbeiter in der DDR.

Seit 1990 Journalist bei verschiedenen Magazinen und Tageszeitungen, seit 2000 Chefredakteur und Vorsitzender des Herausgebervereins von „jot w.d. – Die Andere aus Marzahn- Hellersdorf“ (erscheint seit Mai 1996).

Seit Dezember 2003 veröffentlicht der Theaterwissenschaftler und Journalist Ralf Nachtmann monatlich eine Kolumne in der Zeitschrift „jot w.d. – Die Andere aus Marzahn-Hellersdorf“. Dabei geht es nicht unbedingt um lokale Themen. Das Gedankenspektrum streift genauso Grundfragen unseres Lebens: Krieg und Frieden, sozialer Zusammenhalt, Geschichte und Zukunft. Die hier versammelten Texte bieten dabei mehr als nur eine Rückschau auf mehr als 15 Jahre Leben und Erleben; sie geben auch die Möglichkeit, so manch bereits fast vergessenes Handeln in Politik und Alltag noch einmal zu erinnern. Womöglich lässt sich feststellen, dass bestimmte Themen immer wiederkehren und auf ewig ungelöst erscheinen. Die Zeitschrift „jot w.d. – Die Andere aus Marzahn-Hellersdorf“ erscheint seit Mai 1996 und wird von Beginn an von den Machern im Ehrenamt erarbeitet. Die Redaktion wurde mehrfach ausgezeichnet.



Kolumnen

Die Kuh, das Klima und die Erdgeschichte

Liebe Leser,
seit Wochen und Monaten geht die Debatte um den Klimaschutz. Ausstoß von Kohlendioxid, Erderwärmung, schleichender Tod. „Fahr nicht Auto“, ruft's aus der einen Ecke, „flieg nicht mit dem Flugzeug“ aus der anderen. Ab und zu wird, wahrscheinlich weil unvermeidbar, das Stichwort Methan gegeben. Zehnmal schädlicher für's Klima, aber stets gern gesehen, schließlich heizt halb Westeuropa mit Erdgas (Methan). Auch rülpsen und furzen die ca. fünf Milliarden Rindviecher weltweit Tag und Nacht Methan in die Gegend. Aber Bauern haben eine starke Lobby, stärker als Autofritzen und Tourismusmanager.

Nicht, dass ich an der Erderwärmung zweifle. Mich stört nur, dass die Wissenschaftler so schnell mit der Menschenschuld bei der Hand waren. Ein bisschen wie bei der Schweinegrippe. Wenn ich mich recht an die Erdgeschichte erinnere, bestand die Atmosphäre des Planeten mehr als eine Milliarde Jahre hauptsächlich aus Methan. Irgendwann entstanden in der Evolution Bakterien, die das Methan

fraßen und Sauerstoff - damals für 99 Prozent aller Lebewesen hochgiftig - ausschieden. Nur ganz wenige Arten überlebten durch Anpassung ans damalige Giftgas Sauerstoff. In der weiteren Evolution trat dann (erdgeschichtlich gesehen vor wenigen Sekunden) der Mensch zutage. Der machte in den vergangenen 800 Jahren jede Menge Klimaprobleme: Abholzung von mehr als der Hälfte der Wälder in West- und Mitteleuropa, Kriege, später Industrialisierung, jetzt halt Auto und Flugzeug.

Wie wäre es, wenn wir wieder Bakterien züchteten, die Methan fressen und Sauerstoff scheißen? Wem das gelingt, dem ist der Nobelpreis sicher. Bis dahin könnten wir es natürlich auch mit abgasfreier Energie versuchen. Wir könnten auch wieder mit der Kutsche fahren oder das ganze Jahr über einfach zu Hause bleiben. Wir könnten versuchen, der massenhaften Vermehrung der Menschen Einhalt zu gebieten. Wir könnten uns dem Gedanken, dass die Erde in etwa einer Milliarde Jahren gänzlich unbewohnbar, in drei Milliarden Jahren völlig verschwunden sein wird, verschließen. Nur eines sollten wir doch nicht: In Panik verfallen und uns von Politikern ins Klima-Bockshorn jagen lassen. Leisten Sie trotzdem zumindest einen kleinen

Beitrag zum Klimaschutz, ehe die Erde bald oder später untergeht. Jetzt wünsche ich Ihnen erst einmal viel Spaß mit dieser 161. Ausgabe von *jot w.d.* Ihr Ralf Nachtmann (1-2010)

Schuldskult?

Liebe Leser,
es war nur eine kleine Meldung in den meisten Nachrichtensendungen, und selbst der sonst so akribische Deutschlandfunk, der letzte audiovisuelle Verteidiger der Intellektualität, ging das Thema mit ausgestreckten Fingern und langen Zähnen an. Am 11. April erhielt die Universitätsbibliothek Bonn ein einmalig großes Konvolut von historischen Büchern, die sich vormals in ihrem Besitz befanden zurück. Dabei handelte es sich „um immense kulturelle und materielle Werte“, wie das Haus erklärte, „unter anderem mittelalterliche und neuzeitliche Handschriften, mittelalterliche Urkunden, historische Karten, Frühdrucke des 15. Jahrhunderts, seltene Drucke des 16. Jahrhunderts sowie zahlreiche kolorierte Vogelbücher.“ Als ich die Meldung hörte, freute ich mich im ersten Moment mit. Einen Dämpfer erhielt ich schnell, als die Causa ein wenig genauer beschrieben wurde.

Die mehr als 600 Bände galten seit dem Kriegsende als „verschollen“, sie wurden 2017 beim Londoner Auktionshaus Sotheby's und einigen anderen Händlern zur Versteigerung durch Madame Grégoire, eine ältere Dame aus Belgien, eingeliefert. Stutzig machen muss die offizielle Verlautbarung, die Werke stammten aus „belgischem Privatbesitz“. Wie genau die Handschriften und alten Drucke nach Belgien gelangten, sei „nicht bekannt“. Sie „könnten“ während der Zeit der belgischen Besetzung in Bonn entwendet worden sein. Denn Madame Grégoires Vater war nachgewiesen belgischer Besatzungssoldat. Die Rückgabe konnte „mit der belgischen Besitzerin schnell und einvernehmlich geklärt werden“, ließ die Universität wissen. Über den Marktwert der Bücher und wie man sich mit der Erbin geeinigt hat, sagt die Bibliotheksleitung nichts.

Bei aller Freude über den Fall bleiben unbeantwortete Fragen. Etwa diese: Kann die gute Frau als Erbin tatsächlich rechtmäßige „Besitzerin“ von offensichtlichem Diebesgut gewesen sein? Oder: Wieso heißt es bei uns stets „Raubgut“, das natürlich kostenlos zurück gegeben werden muss, bei geraubtem deutschen Kulturgut spricht man hingegen von „verschollen“ oder

„verloren gegangen“. Und taucht solches Diebesgut tatsächlich wieder auf, muss es teuer, sehr teuer, oftmals mit Millionenbeträgen „zurückgekauft“ werden. Dass der Handel mit Diebesgut in allen europäischen Staaten als Hehlererei strafbewehrt ist, wird stets verschwiegen.

„Erleichtert wurde die schnelle Rückführung der über 600 Bände durch die Unterstützung der Kulturstiftung der Länder und des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen“, heißt es in einer Verlautbarung. Im Klartext: Es wurde eine sehr hohe Summe bezahlt.

Frau Grégoire selbst ist sicherlich kein persönlicher Vorwurf hinsichtlich der Art, wie ihr der Schatz zugefallen ist, zu machen. Und dass man ihr als Privatperson die Aufwendungen der Rückgabe ersetzt, gern mit einer angemessenen „Dankesprämie“ versehen, sollte unter ehrbaren Menschen selbstverständlich sein. Dass ich als Bestohler mein Eigentum vom Dieb zurückkaufen muss, kannte ich bisher nur aus „Bananenrepubliken“. Und solchen, denen gelegentlich ein „Schuldskult“ nachgesagt wird.

Ehe Sie sich nun aber ans Aufrechnen im Familienkreis machen,

wünsche ich Ihnen erst einmal viel Spaß mit dieser 273. Ausgabe von jot w.d.

Ihr Ralf Nachtmann (5-2019)

Nichts als Worte

Liebe Leser,

seit ein paar Tagen geistert ein Gejaul durch die „hauptstädtischen“ Provinzgazetten. Es entzündet sich (wieder einmal) an der Behauptung, man werde im „Hipster-Bezirk“ Prenzlauer Berg in Cafés nur noch englisch angesprochen, und auf eine „normale deutsche“ Bestellung – etwa so: „eine Tasse Kaffee bitte“ – erhalte man entweder nichtssagende Blicke oder weitschweifige Erklärungen, die – natürlich – mit fremdartigen Bezeichnungen gespickt sind, die wiederum – natürlich – zumeist in einer Art von Englisch daherkommen. Na, schon den „Schwabenkrieg“ im Prenzlberg vergessen, an dessen vorderster Ostfront gar Pfarrer Thierse kämpfte (unter Missachtung seiner christlichen Tradition „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“).

Hinter dem Geschrei steckt die fatale, leider auch „typisch“ deutsche Idee, dass man in Deutschland eben deutsch zu sprechen habe. Es gibt in den USA Menschen, die

seit 30 Jahren dort leben – legal! – und so gut wie kein Wort englisch können. Brauchen sie auch nicht, denn in ihrem Viertel sprechen alle – wenn nicht nur, dann doch zumindest auch – spanisch. Im „Chinatown“ der 1930-er Jahre kam man mit englisch keine zwei Querstraßen weit. In „Little Germany“ war es nicht anders. Nur mit der Ausnahme, dass nach Kriegsbeginn das deutsche Viertel von Staats wegen aufgelöst wurde. Übrigens: Den Japanern ging es noch schlechter, sie wurden ohne Ansehen der Person interniert, selbst jene, die im 1. Weltkrieg für Amerika gekämpft hatten.

In Berlin, und nicht nur da, gibt es legal (!) seit Jahrzehnten hier lebende Menschen, denen nicht mehr als drei Brocken in deutscher Sprache über ihre Lippen kommen. Man mag nun annehmen, diese (oft Frauen türkischer Herkunft) Menschen seien nicht integriert. Das ist aber Quatsch. Sie gehen ihrer Arbeit nach, zahlen Steuern und Beiträge, werden niemals kriminell, schicken ihre Kinder zur Schule.

Bitte sehr – am preußischen Königshof wurde Jahrzehnte lang ausschließlich französisch gesprochen, einzig angesichts des Pöbels ließ sich der „Alte Fritz“ herab,

ein wenig rumzuberlinern. Dass es – nicht erst seit jüngerer Zeit – weltweit einen massiven Sprachen-Verlust gibt (täglich sterben bis zu 20 Regionalsprachen und Dialekte unwiederbringlich aus), nehmen die Innenstadt-Mäkler aber nicht zur Kenntnis.

Sicher: Wer hier einwandert, um zu bleiben und mit (hoffentlich ehrlicher) Arbeit sein Glück schmieden will, muss die Sprache lernen. Die durchreisenden Knall-Künstler müssen das nicht. Noch ein kleiner Tipp: Prägen Sie sich ein: King lay yi bei kafej. Spricht Sie die Bedienung auf Englisch an, tragen Sie diesen Wunsch (möglichst mit leichtem Singsang) vor. Schaut man Sie dann fragend an, schimpfen Sie laut los: „Was denn, verstehen Sie nicht mal chinesisch?! Von welchem Kuhdorf kommen Sie denn?“ Dann aufspringen und das Lokal fluchend verlassen. Danach gehen Sie aber bitte zurück und klären auf, dass es sich um einen – allerdings ernst gemeinten – Spaß handelte.

Ehe Sie nun aber fürchten, einer „babylonischen Sprachverwirrung“ anheim zu fallen, wünsche ich Ihnen erst einmal viel Spaß mit dieser 253. Ausgabe von jot w.d.

Ihr Ralf Nachtmann (9-2017)

Was macht eigentlich...

... Dr. Gerlinde Kempendorff?

Waaaaa? Ihr kennt Gerlinde Kempendorff nicht? Na da ist Euch aber was entgangen.

Ich habe Gerlinde vor vielen Jahren in Bernburg an einem Festivalwochenende bestaunt und bewundert, als sie gemeinsam mit Angelika Mann das Abendprogramm bestritt.

Die kleine Angelika Mann reichte der groß gewachsenen Gerlinde bis zur Achsel. Ein hinreißendes Paar, zwei super Stimmen, ein faszinierender Liederabend.

Später war ich Teilnehmerin eines

Workshops, den Gerlinde leitete. Für mich war das damals ein besonderes Erlebnis, das sich bis heute ins Unterbewusstsein eingebrannt hat.

Obwohl Berlin gleich um die Ecke liegt, haben wir uns dennoch wieder aus den Augen verloren. Dabei hätte ich so viel von ihr lernen können.

Gerlinde studierte in den 1970er Jahren in Berlin an der Humboldt-Universität Musikerziehung und Germanistik und absolvierte an der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ ein Gesangsstudium in den Fächern Jazz, Rock, Musical, Chanson und Schauspiel. Seit 1982 ist sie freiberuflich tätig, hält Vorträge und Workshops und ist mit Gastspielen auf verschiedenen Bühnen Deutschlands unterwegs. Sie ist Lehrerin und Künstlerin mit Leib und Seele, lehrte an der Universität der Künste in Berlin, an der Universität Potsdam und promovierte 2010 an der UdK Berlin mit ihrer Dissertation über Auftrittskompetenz und Sprechkultur.

Dr. Gerlinde Kempendorff ist Gründerin und Inhaberin vom KIKK Privat-Institut für Kommunikation und Kultur e.K., Diplompädagogin für Musik und Deutsch, Dozentin, Moderatorin, Sängerin



Foto: Caro Hoene

und Humor-Coach. Eine Besonderheit ist der spezielle Blickwinkel bei ihren Bildungsangeboten: Der humorvolle Umgang mit ernsthaften Inhalten erlaubt ein leichteres Lernen und humorvolle Kommunikation ist ein Schlüssel, der nicht nur Herzen sondern auch Hirne aufschließt. Humor hat mit Güte zu tun, d. h. mit der Liebe zum Menschen. Güte ist „Selbstbewusstsein, von dem andere profitieren“, sagt Bertolt Brecht.

Selbstbewusstsein trainieren ist ein Schwerpunkt in allen Seminaren.

2010 erschien im Lehmanns Verlag ihr Buch *„Lehrer und Kabarettisten“ – über die Kommunikationskultur und die Notwendigkeit ihrer Ausbildung mittels grundlegender Schlüsselkompetenzen an Hochschulen*. ISBN 978-3865413826.

2012 gründete die sympathische, fröhliche und bodenständige Künstlerin mit einigen engagierten Mitstreitern in Bad Belzig den Verein KiM e.V. – Kultur im Mühlenhölzchen. Eigentlich träumte sie von einer Scheune auf dem Land, in der sie sich eine eigene Spielstätte einrichten wollte, Künstler einladen und selbst Programme machen. Und dann fand sie 2010 das Backsteingebäude am Ortsrand von Bad Belzig, das 1909 als Elektrizitätswerk errichtet wurde und

schon einige Jahre leer stand. Und nun finden seit einigen Jahren jeden Monat Aufführungen von Mai bis Dezember statt. Ein Mal im Jahr wird das **Komische Festival „Belziger Bachstelze“** ausgetragen, wo an zwei Tagen jeweils 4 Künstler aus den Bereichen Kabarett, Satire und/oder Comedy antreten, um durch die Gunst des Publikums die „Belziger Bachstelze“ zu gewinnen und im darauf folgenden Jahr eine ganze Veranstaltung im KKW KleinKunstWerk Bad Belzig bestreiten zu können.

Aber auch als Künstlerin steht Gerlinde Kempendorff nach wie vor auf der Bühne.

Einmal als „Ingeborg Matschke – eine Grundschullehrerin packt aus“, in „Ich bin auf der deutschen Titanic geboren“, gemeinsam mit Christine Reumschüssel (30 Jahre Mauerfall – Lieder von früher und Texte von heute), als Berliner Putzfrau in dem Programm: „Frau Sauerbmann sagt wie’s is!“ oder mit Uli Kempendorff am Saxophon in „Tigertexte“, ein Kurt-Tucholsky-Abend. Immer am 2. Advent gibt Gerlinde Kempendorff dann die Schneekönigin, und das natürlich auch im KleinKunstWerk Bad Belzig. Ein großes Weihnachtsliedersingen mit der Schneekönigin und einem kleinen Weihnachtsmarkt drum herum.

Anlässlich des Jubiläums 25 Jahre Mauerfall ist 2014 eine CD von Gerlinde Kempendorff & Die Glücksspieler, „Glück gehabt“ mit deutsch-deutschen Texten, leichten und tiefgründigen Liedern, einer Mischung aus Pop, Rock und Balladen erschienen und für den **Preis der Deutschen Schallplattenkritik** in der Kategorie „Liedermacher“ **nominiert** worden. Diese Lieder erklingen zum 30. Jahrestag des Mauerfalls am 9.11.19 nun zum letzten Mal im Theater im Palais in Berlin.

Ich frage mich, wie kriegt Gerlinde das alles nur unter einen Hut. Ich werd' sie bei Gelegenheit fragen und mich auf den Weg machen, um bei ihr reinzuschauen. Egal bei welchem Event oder Seminar ich aufschlage, bereichernd wird es in jedem Falle.

Die Redaktion

Kontakt:

info@kempendorff.de
www.kempendorff.de

EI(N)FÄLLE 2020

25 Jahre EI

Das ist wahrlich große Kunst: Älter werden und doch ewig jung bleiben. Das Studentische SATIRE-Festival EI(N)FÄLLE kann das. Das Cottbuser Kabarett-Treffen wird jedes Jahr ein Jahr älter, doch die Teilnehmer bleiben immer gleich jung. Vielfach sind sie sogar jünger als das Festival. Und so sehen wir uns verstärkt mit der Aufforderung konfrontiert: „Opa, erzähl doch mal von früher“.

Früher war natürlich vieles besser. Da hat das Bier im Festivalklub



Dr. Nix ©Frank Machnow

Berge

**Marianne Neumann
und Rocco Horn**



www.hoertberge.de

Neue CD – „Für die Liebe“

(VÖ: 30.08.2019)

Label: ferryhouse productions

Anne@ferryhouse.net

Berge ist: Liebe und Achtsamkeit. Das spürt man unmittelbar, wenn man sich mit dem Singer-/Songwriterduo Marianne Neumann und Rocco Horn unterhält. Zwei Menschen aus Berlin, die seit 16 Jahren gemeinsam Songs schreiben, die in ihrer erhabenen Komposition an die beste Zeit der Liedermacher erinnern. In der Musik als auch den Texten von Berge findet sich hierbei eine Nachhaltigkeit und

Positivität, die in der heutigen Zeit nicht hoch genug einzuschätzen ist.

In Marianne und Rocco haben sich zwei Menschen gefunden, die einen ähnlichen Blick auf die Welt haben: Das, was die Welt bewegt, was sie zerstört und was dringend zu erhalten ist an Werten und Wahrhaftigkeiten, all dies sprechen sie in ihren Songs an.

Doch geschieht dies mit einer hoffnungsvollen Grundhaltung. Wie sie zu dieser Haltung gelangt sind, erklärt Rocco in wenigen Worten: „Durch Yoga!“, lacht er und ergänzt: „Yoga hilft uns dabei, regelmäßig zu uns selbst und zu unserem inneren Kern zurück zu finden und wir glauben daran, dass in diesem Kern alle Menschen positiv sind. Mit unserer Musik möchten wir die Menschen in ihrem Kern erreichen.“

Nach ihrem Debütalbum „Keine Spur“, mit dem die Berliner bereits in der Szene auf sich aufmerksam machen konnten, folgte 2015 „Vor uns die Sinnflut“. Insbesondere die Single „10.000 Tränen“, ein berührendes Stück über Tierschutz und die moralische Zweifelhafteigkeit

moderner Massentierhaltung, fand breiten Anklang, avancierte nach und nach zu einem viralen Hit und steht aktuell bei Youtube bei über fünf Millionen Plays. Die Konzerte zu diesem Album gerieten in der Folge immer größer und euphorischer. Denn Berge-Konzerte, bei denen das Duo von einer Live-Band begleitet wird, sind eben wahrlich Manifestationen des Positiven.

„Bei unseren Shows ist es so schön mitzuerleben, wie sich fremde Menschen in den Armen liegen, gemeinsam mitsingen, unsere Texte nicht nur hören, sondern wirklich fühlen und dabei ganz sie selbst sein können.“ sagt Marianne. „Denn erst aus dieser Kraft kann etwas Schönes erwachsen, das Menschen Gutes tun und denken lässt.“

Wie sehr sie selbst Menschen, die Gutes tun, in ihr Herz geschlossen haben, zeigt die Aktion rund um das Musikvideo zur ersten Single „Mein Lied, aus dem kommenden Album „Für die Liebe“: Via Youtube riefen Berge dazu auf, dass sich Menschen bei ihnen melden, die etwas bewegen, die mit ihrem Tun ebenfalls Hoffnung machen wollen. Mit dem Video wollen Berge aufzeigen, was alles Gutes

in dieser Welt passiert. Das Video erreichte innerhalb weniger Tage über eine halbe Million Menschen.

Und wer „Mein Lied“ erst einmal für sich entdeckt hat, für den ist es nicht mehr weit zu den neun weiteren, wirklich berührend schönen Songs ihres dritten Albums „Für die Liebe“, das in der deutschen Poplandschaft in seiner Form einzigartig ist. Berge sind zwei Musiker, die die Fokussierung auf das Wesentliche ebenso beherrschen wie die tiefgründige Ausgestaltung wichtiger Details. Dies alles aber eben nicht als Plan, schon gar nicht als Konzept, sondern als Ergebnis absoluter Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit.

Wie heißt es so treffend in dem neuen Song „Eigene Melodie“?: „Ich glaube nicht an Regeln, an richtig oder falsch. Ich glaub´ an das Gefühl in meinem Bauch.“ Wenn Sie, lieber Leser, diesem Gefühl begegnen wollen, tun Sie einfach das Gleiche: Berge hören – und dem Bauch zuhören.

Vielleicht haben Berge nicht auf jede Frage die finale Antwort, aber sie regen an. Geben Impulse. Setzen Zeichen.

Ein Nachruf auf Gretel Schulze

**Trauerrede zur Gedenkfeier im
Kabarett Obelisk Potsdam**

von *Helmut Fensch*

Die Nachricht von Gretels Tod wird für uns, die wir über viele Jahre hinweg beinahe täglich mit ihr gearbeitet, gelebt, gelacht und gestritten haben wohl noch lange etwas Unwirkliches haben. Es ist verdammt schwer, sich sagen zu müssen, dass diese von so vielen Menschen bewunderte Frau, auf unserer Bühne, die sie innig geliebt hat, nicht mehr auftreten wird. Unzählige Beileidsbekundungen, die uns per Post und Internet erreicht haben, erzählen von Gretels Beliebtheit und der Achtung, die ihr von Zuschauern, Bekannten, den rührigen Mitgliedern des Obelisk - Fördervereines, von politischen Akteuren der Stadt und Kollegen entgegengebracht wurde. So schrieb der mit uns befreundete süddeutsche Kabarettist Frank Sauer: „... unsere und eure großartige Kollegin hat uns verlassen, und ich weiß nicht, warum die Welt manchmal so scheiß-ungerecht ist. Ihre Schnauze und Ihre Energie - das fehlt jetzt. Ach Gretel...“
Manfred und Ingrid Stolpe – über



Gretel Schulze 2019

viele Jahre eng mit unserem Haus verbunden - beschreiben sie in ihrem herzlich gehaltenen Kondolenzschreiben als „Botschafterin des Landes Brandenburg“.

Auch Potsdams Oberbürgermeister Mike Schubert, reagierte tief betroffen: Wir verlieren einen großartigen liebevollen Menschen, der mit spitzer Zunge und Stimmgewalt in die kabarettistische Welt von Alltag und Politik führte. Gretel Schulze war eine wichtige Stimme in der Stadtgesellschaft. Monika Keilholz, langjährige Geschäftsführerin des Lindenpark, trägt sie in Erinnerung als „Eine starke Frau und Kämpferin für den Erhalt der kulturellen Vielfalt.“

„Sie war ein Geschenk für die Kultur dieser Stadt und keine konnte

die Merkel-Raute so gut wie Gretel Schulze“ erinnerte Ralph Richter in der MAZ.

Meine Bekanntschaft mit Gretel geht ins Frühjahr 1989 zurück. Da war ich noch Journalist und bekam den Auftrag, die Kabarett-Inszenierung von Plenzdorfs Stück „Freiheitsberaubung“ am Potsdamer Kabarett zu besprechen. Gretel, auf deren Initiative dieser politisch brisante Abend übrigens zustande kam, spielte da eine Frau, die allein mit drei Kindern in Ostberlin lebt. Jene Anita Paschke greift, wo es nur geht, ihr bissel Glück beim Schopfe und zehrt von einer zähen Sehnsucht. Der elenden Wohnung begegnet sie mit mörderisch-humorigem Mitleid: Hass ist ihr fern, sie lebt herausfordernd vital mit den Dingen. Die Ratten bekommen Namen, eine heißt Agathe. Ihre Männer sucht sie sich selbst aus. Einer mit Glatze und Muttermal wäre ihr Ideal. Dass da Gorbatschow gemeint war, musste sie nicht aussprechen.

Gretel gab dieser Frau einen atemberaubenden Realismus, singend erzählend, schwatzend, frauenhaft nervös ständig mit Frisur, Kleid und Mantel beschäftigt. Und immer hellwach!

Gretel war diese Frau. Und ich erlebte einen spannenden, wunderbaren Abend, jenseits aller Kabarettklischees.

Dass dieser Abend gleichsam der Beginn einer jahrzehntelangen Freundschaft und künstlerischen Zusammenarbeit sein würde, ahnte da freilich niemand, auch Andreas Zieger nicht, der in diesem Stück als begleitender Musiker und Wachtmeister auftrat. Aber dass wir beide ziemlich ähnlich tickten und Gretel mochten, stellte sich bald heraus. Gemeinsam schrieben wir beide seit 1992 Kabarettprogramme, die ohne Gretel undenkbar waren. Sie war der Mittelpunkt, die Sonne, um die sich die Gestirne zu drehen hatten. Und wir drehten uns nur allzu gern um sie. Sie war ein politisch mit allen Wassern der Welt gewaschener Sheriff in „Polizeiruf 007“, sie war die charismatische Chefin eines Autosalons in „Frühstück bei TÜV- Annie“, sie war ein freches und zugleich betörendes Gretchen in unserer Parodie von Goethes Faust unter dem Titel „Faust1-3“ – darin besang sie mit melancholischer Ironie hinreißend die Stadt Potsdam, da schleppte sie acht Bierkrüge zugleich auf die Bühne und hatte keinerlei Lust dem eingebildeten Dr. Faust in Person von Michael Ranz auf den Leim zu

gehen. Egal, welche Rolle sie spielte, sei es die von der Politik gern zitierte durchschnittliche Krankenschwester, sei es eine vom Einkaufsstress im Supermarkt gefangene Carmen, eine politisch ambitionierte Putzfrau nach der Wende oder aber und nicht zuletzt und stets umjubelt – die Kanzlerin der Bundesrepublik Deutschland – immer lugte da der ganz persönliche Witz und Charme aus Gretels schönen Augen hervor. Von wegen Pokerface.

Sie war eine durchweg optimistische Frau und hatte zum Beispiel immer so einen schrägen Satz parat, den sie gern nach Auftritten vor wenigen aber trotzdem erfreuten Zuschauern hinter der Bühne kundtat: „Was soll sein, Jungs, viele Leute waren es nicht, aber das Programm funktioniert auch ohne Publikum“.

Gretel hatte ein sicheres Gespür dafür, ob ganze Texte und einzelne Pointen funktionieren oder nicht, da war sie rigoros, was nicht ihr Ding war, flog raus. Und – man glaubt es kaum – sie hatte einen Hang zu den derberen Pointen, den dicken Dingern, wie es im Kabarett-Jargon heißt.

Gretels Präsenz auf der Bühne war unvergleichlich. Und auf der

Bühne war sie immer Gretel. Sie hat gesungen, gesprochen, geleitet, organisiert, Regie geführt, sie war zugleich eine begnadete und in der DDR preisgekrönte Chansonsängerin. Sie war die Prinzipalin des Kabarett. Irgendwie trifft das schöne alte Wort wirklich auf sie zu. Wie soll man es deuten: Prinzipalin? Ein weiblicher Prinz mit festen Prinzipien etwa, entscheidungsfreudig und ein lebendes Beispiel für preußische Tugenden: pünktlich, verantwortungsvoll, selbstlos und voller Pflichtgefühl. Auch wenn ihr das letztendlich zum Verhängnis wurde. Alle, die mit ihr unmittelbar zu tun hatten, Andrea Meissner, Andreas Zieger, Ilka Neugebauer im Büro, alle rieten ihr nach immer wieder auftretenden gesundheitlichen Problemen, mal eine Pause einzulegen, sich zwei-drei Monate auszukurieren – allein davon mochte sie nix hören...

Am 8. März bestritt Gretel zum Frauentag – von heftigen Hustenanfällen geplagt – ihren letzten Auftritt gemeinsam mit Andreas Zieger. Aber kaum auf der Bühne, sei von Schwäche nichts mehr zu spüren gewesen, auch wenn sie sich hin und wieder am Klavier festhalten musste. Das Publikum, so Andreas, bemerkte davon kaum

etwas und applaudierte begeistert. Wie immer. Noch eine Zugabe...

Als er Gretel wenige Tage später im Krankenhaus besuchte, verlangte sie, schon sichtlich gezeichnet, nach dem Textbuch des neuen Programms, das er gerade fertig geschrieben hatte. Sie wolle für die ersten Proben schon mal vorlernen....

Alles in diesem Haus erinnert irgendwie an Gretel und so wird sie auch weiter unter uns sein. Wir werden uns immer wieder Geschichten erzählen, die wir gemeinsam erlebt haben. Und das wird uns allen gut tun. Dazu zählen auch die irren anregenden Gespräche, die wir bei den Proben, auf Gastspieltouren oder bei Vorstellungen hinter der Bühne in der Garderobe, im so genannten Mannschaftsbunker führten, zumal Gretel eine politisch äußerst streitbare Frau und verblüffende Kennerin preußischer Geschichte war. Mitunter waren die Gespräche so fesselnd, dass wir noch heiß diskutierend auf die Bühne stolperten. Schade eigentlich, dass wir diese Dispute nicht einfach mit dem Publikum weitergeführt haben. Aber auf satirische Weise haben wir es ja dann doch getan.

Gretel mochte keine Lobhudelei oder gar Kult um ihre Person. Zu ihren Geburtstagen, auch ihrem 70., hat sie nie eingeladen. Gretel, ich höre ja auch schon auf. Wie hast du bei längeren Unternehmen immer so schön ungeduldig gesagt: Es muss ja nicht erst Weihnachten werden.

Enden möchte ich mit einem Brief, den mir ein enger Freund geschrieben hat, den auch sie kannte: Er schrieb: „Ich habe Gretel als Profi erlebt, erstaunlich vital, stimmlich virtuos, wahrhaftig komisch und, vor allem, glaubwürdig menschlich. Ich wünsche Dir und allen Mitstreitern des Kabarets und Gretels Familie viel Kraft und ein Weitermachen in ihrem Sinne; das ist die größte Ehre, die man jemandem erweisen kann.“

Oder lassen sie es mich frei nach Brecht sagen: Gretel, wir ehren dich, in dem wir das Kabarett weiterführen.

Und wenn wir jetzt noch Junge Pioniere wären, hätten wir gesagt: Ja, das geloben wir.

Zum Tod von Olaf Böhme

von Harald Pfeifer

Quatsch mit tieferer Bedeutung

Allgemein verbindet man den Dresdner Doktor der Mathematik und Kabarettisten Olaf Böhme mit seiner Figur des „betrunkenen Sachsen“. Damit feierte er vor knapp 30 Jahren große Erfolge. Die betütelte Volksfigur passte präzise in die Zeit der aufkommenden Comedy, in der über Jux und Dollerei kaum etwas ging. Zwar war da oft weit mehr, aber man war halt auf Spaß aus. Genau das führte dazu, dass er auch über die Grenzen Sachsens hinaus wahrgenommen wurde.



Foto Olaf Böhme

Im letzten Jahrzehnt der DDR hatte er begonnen, Gedichte und Kurzprosa zu schreiben, dann arbeitete er in Dresdens freier Theater- und Filmszene, bis er 1987 erste Soloabende gab. Er gehörte in den 90er Jahren zu den neuen Namen in Dresden, wie der Schauspieler Tom Pauls, der Mann ohne Grenzen Olaf Schubert oder die Pantomimen Rainer König und Alf Mahlo. Olaf Böhme konfrontierte in seinen Soli mathematische Logik mit dem Unsinn der Welt und traf damit den hemmungslosen Übermut dieser Zeit im Kern. Dafür erhielt er 1992 den Kleinkunstpreis von St. Ingbert im Saarland.

Dann aber begann der Kampf mit und um die Figur des „betrunkenen Sachsens“. Denn Olaf Böhme wollte mehr als der Schöpfer einer Jux-Figur sein. Er misstraute seinem Erfolg und wollte immer wieder seine Volksfigur aufgeben. Er sah vermutlich vor allem die Gefahren dieses amüsanten Alkoholikers und weniger seine Möglichkeiten. Vielleicht meinte er auch, den Applaus von der falschen Seite bekommen zu haben. Er liebte das Absurde und nicht den leichten Spaß. Er spielte mit Shakespeare, erfand Märchen, befasste sich mit Samuel Beckett oder interpretierte das Telefonbuch. Vermutlich war der Spaß bei ihm ein mathematisches Modell.

So brachte Olaf Böhme über die Jahre etwa 50 Programme auf die Bühne. Allerdings fand er immer wieder zu seinem ungeliebten „betrunkenen Sachsen“ zurück. Einerseits brachte ihn die Beliebtheit dieser Figur beim Publikum dazu, andererseits hatte man den Eindruck, dass er sich über die Jahre mit ihr mehr und mehr ausgesöhnt hatte. Mit seinem letzten Programm „...weeßte?!“ hatte sich so im gewissen Sinne ein Kreis geschlossen. Und was die Pointen anbetrifft, war ein Experte am Werk. Ein Mathematiker, denn der Spaß braucht eben Genauigkeit – dazu auch die Ökonomie der Worte und Logik.

Olaf Böhme war ein Mann, der die kleine Form ganz selbstverständlich beherrschte, sich also auf der kleinen Bühne wohl fühlte, ganz ohne Kamera und raffinierte Beleuchtung. Am besten sollte das Publikum nicht weiter als zwei Meter von der Bühne entfernt sein, er ließ sich beim Witzemachen auf die Finger gucken. Da war kein Schwindel. Und für all das, was seine Kunst ausgemacht hat, brauchte er keine große Medienpräsenz, das Publikum kam in Sachsen ohnehin. Auch deshalb, weil er immer überraschend war.

zuerst erschienen auf
www.liveundlustig.de
 ©2019 BonMoT-Berlin

Abschied von einem großen Sachsen

Manfred Uhlig

ist mit 91 Jahren gestorben
 von Harald Pfeifer

Sein Humor war geradezu ent-waffnend. Er konnte selbst mit bekannten Witzen bezaubern. Der sächsische Humor war einfach seine Lebensart. Seine Art, der Welt, wie sie auch sein mochte, zu begegnen. Für sein Publikum war er quasi Volkseigentum. Aber ganz so lustig war das alles nicht, denn Quatsch braucht Ordnung. Jeder Witz ist Präzisionsarbeit. Und so ließ Manfred Uhlig nicht locker, bis der Quatsch wahrhaft zu strahlen begann.

Seinem Sachsen ist er zeitlebens treu geblieben. 1927 wurde er in Leipzig geboren, dort starb er im Juli 2019 und gefühlt war er auch sonst immer in unmittelbarer Nähe der Stadt an der Pleiße. Dort, wo der sächsische Humor seine Heimstadt hat und wo er immer wieder neu erfunden wurde. So ganz erwachsen war er nie geworden, und das Lachen war ihm ein Lebensmittel. Und wenn er sagte: „Der Dach hädde so scheen wern



Foto: privat

kenn, un jetzt gommst du“, war das eine überaus herzliche Begrüßung. Die Bühne war für ihn dort, wo Leute waren. Da musste es nicht unbedingt ein Podest geben. Und wenn er dann Publikum hatte, war er von Null auf Hundert in drei Sekunden.

Seine besten Jugendjahre musste er im Zweiten Weltkrieg erleben. Keiner hat ihn da gefragt, auch nicht, als man ihn ganz zum Schluss zum Flakhelfer gemacht hat. Nach dem großen Elend trieb es ihn zur Schauspielerei. Das studierte er von 1948 bis 1950 - natürlich in Leipzig. Danach gab es verschiedene Engagements, bei

denen sich bereits seine komödiantischen Talente zeigten. Und so dauerte es auch nicht lange, bis er beim Kabarett landete. Zur Wahl standen die Distel und die Leipziger Pfeffermühle, beide waren interessiert. Es zog ihn natürlich in seine Geburtsstadt.

Gleich mit dem ersten Programm, es hieß „Rührt Euch!“, gab es großen Ärger. Eigentlich war das Programm von den Genossen gut gelitten, doch dann kam der Volksaufstand in Ungarn dazu. Das änderte die Meinung der Genossen über das Programm. Eines Abends kam bestellter Parteimob ins Kabarett und stürmte während

der Vorstellung die Bühne. Die Folgen waren: Der Chef des Kabarettts, Conrad Reinhold, wurde in die Wüste geschickt, landete aber in Frankfurt am Main, ebenso setzte sich der Schriftsteller und Kabarett-Texter Gerhard Zwerenz in den Westen ab und Erich Loest, der ebenso Autor des Kabarettts war, blieb und wurde ein knappes Jahr später wegen „konterrevolutionärer Gruppenbildung“ zu siebeneinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Manfred Uhlig wusste also früh, welchem Metier er sich da verschrieben hatte. Aber genau genommen war er ja nur sechs Jahre Kabarettist. Von 1956 bis 1962.

Dass er dennoch immer auch als Kabarettist bezeichnet wurde, lag daran, dass er als Sachse immer heiter und ein unverbesserlicher Spötter war. Er liebte dieses Genre über alles und war bis zuletzt über die Szene in der Republik bestens informiert. Wenn es um alte Zeiten ging, von denen man nur vom Hören, Sagen oder Lesen wusste, erzählte er aus eigenem Erleben. Er kannte Geschichten und Anekdoten, die er dann seinem Gegenüber mit der Geste großen Erstaunens ausbreitete. In Sachen Unterhaltung in der DDR war er ein zeitgeschichtliches Informationsbüro. Und alle tauchten sie da

auf, von Ellen Tiedtke und Helga Hahnemann oder Eberhard Cohrs und Heinz Quermann bis hin zu Herricht und Preil, aber auch Lutz Stückrath oder Horst Köbber.

Mit denen war er als „Die drei Dialektiker“ von 1972 bis 1977 im „Kessel Buntes“ aufgetreten, die über den DDR-Alltag freundlich lästerten. Freundlich deshalb, weil die Genossen, wenn's ums Lachen ging, überaus empfindlich und humorlos waren. Vor allem, wenn die Späße auf den Bildschirm kamen. Beim Publikum waren „Die drei Dialektiker“ sehr beliebt. Das machte ihnen aber das Arbeiten unter den Augen der Ideologen nicht gerade leichter. Diese spötelnden Dialektiker gab's dann nur fünf Jahre. Darauf aber legte Manfred Uhlig immer großen Wert, es war das Trio, das dem Fernsehen der DDR gekündigt hatte. Manfred Uhlig war schon seit 1965 als Radiounterhalter sehr erfolgreich. Seine Sendung hieß „Alte Liebe rostet nicht“, eine öffentliche Rundfunkveranstaltung, in der die jeweils besuchte Stadt näher vorgestellt wurde. Damit hat er es fast auf 300 Veranstaltungen gebracht. Von 1965 bis 1989. Das war sein eigentliches Meisterstück. Da kamen alle seine Neigungen zum Einsatz, vor allem sein Humor, seine Spitzfindigkeit, aber

auch seine Akkuratesse und sein journalistischer Eifer. Das war ernstzunehmender Spaß in der großen Form.

Im vereinten Ländle war Manfred Uhlig dann nicht mehr so sehr gefragt, da musste alles neu sein. Aber er hat sich nicht zurückgezogen, war im Kabarett immer anzutreffen. Nicht alleine, immer mit seiner Ruth. Sie saßen zusammen, bei einem Glas Weißwein, ein glückliches Ehepaar. 70 Jahre lebten sie zusammen, und dass es anders nicht ging, zeigte sich, als seine Ruth kurz vor seinem 90. Geburtstag starb. Da war genau genommen auch sein Leben zu Ende. Ein Mann, der mit seinem Charme und Witz jeden zum Lachen bringen konnte, dem war nun das Lachen nicht mehr selbstverständlich. Zweimal war er dann noch einmal der Alte. Zu seinem

90. Geburtstag im September 2017 in der Leipziger Pfeffermühle und als er im Oktober 2017 die Goldene Ehrenhenne erhielt. Da war kurz alles vergessen, was ihm in die Knochen gefahren war und was ihn bedrückte. Am 24. Juli 2019 wurde nun von seinem Lieblingsfußballklub „Chemie Leipzig“ bekannt gegeben, dass Manfred Uhlig mit 91 Jahren gestorben ist.

zuerst erschienen auf
www.liveundlustig.de
 ©2019 BonMoT-Berlin

